

Friedrich schrieb entzückt alsbald an Bevern:

„Sie haben mir hierbei bewiesen, daß ich mir garnicht betrogen habe in der Opinion und das Vertrauen, daß ich zu Sie gehabt habe. Nun sehen Sie Selber, daß, wann man was auf seine Hörner nimmt, und eine schwere Sache, mit einer guten Disposition entrepeniert, daß es gut gehet.“

Wer war über solche königliche Huld froher als Bevern! Der treue Mann hatte schon bei Lobositz gehörig mitgeholfen am linken Flügel, wo seine Grenadiere im rechten Augenblick die Oesterreicher „den Berg herunter kulbutierten und mit dem Bajonet in denen riebben und mit der Kolbe teils hinterherschlagend“, wie er vergnügt schrieb. Die hohen Herren jener Tage standen mit der deutschen Sprache auf viel feindlicherem Fuße als mit der französischen. Der Herzog, ein feingebildeter Mann mit französischem Esprit, war ein Vetter der Königin Elisabeth Christine von Preußen und gleichzeitig ein Vetter von Maria Theresia.

Während Friedrich und seine Feldherrn sich die Hände rieben, ging es dem bedauernswerten Browne sehr kläglich. Er mußte wohl einsehen, daß der König doch dem System vor der Kaprice den Vorzug gab, er mußte sich mehr und mehr rückwärts konzentrieren, um nicht eingekesselt zu werden. Auch im festen Lager von Budin konnte er sich nicht mehr halten, und er mußte es fast als eine Erlösung ansehen, als am 30. April zu Tuchomierschitz Prinz Karl von Lothringen bei der Armee eintraf und er den Oberbefehl in andere Hände legen konnte.



Aus Rehtwisch, Keuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

### Graf von Schwerin.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.

Der Prinz von Lothringen fand den Grafen in einer ganz verzweifelten Gemütsstimmung vor der Front auf- und abreitend. In höchst aufgeregtem Gebahren flehte Browne den Prinzen an, ihm viertausend Mann zu geben, um damit die Preußen auf Leben und Tod anzugreifen.

„Ich sah wohl ein“, berichtete der Prinz nach Wien, „daß ihm der Kummer den Kopf etwas verwirrt hatte und tat, was ich konnte, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen.“

Der neue Oberbefehlshaber der österreichischen Armeen, der Prinz Karl von Lothringen, war in militärischen Dingen kaum so fähig wie Browne, und besonders gegen den König von Preußen hatte er nie eine glückliche Hand bewiesen. Aber selbst die Vorstellung deutscher Reichsfürsten, dem Prinzen in diesem wichtigen Feldzuge kein Kommando zu geben, war ohne Erfolg. Maria Theresia bestand auf ihrem Stück, denn sie sah in ihrem lieben Schwager immer noch einen bedeutenden Feldherrn. In der Kaiserin lebte ein sehr starker Familiensinn, und ihr schwesterliches Herz hat es nie vergessen, daß der Prinz die schöne jugendliche Maria Anna, ihre jüngere Schwester, schon nach wenig Monaten eines jungen Eheglücks verlieren mußte. Dies Unglück hatte den Prinzen ihr sehr nahe gebracht und sie nahm selbst ihrem kaiserlichen Gemahl gegenüber stets die Partei seines Bruders, wenn dieser einmal nicht zufrieden mit seiner Kriegsführung war.

Die beiden Lothringer Brüder hatten sich, wie man

so sagt, gut hineingeheiratet, als sie die beiden Habsburgerinnen freiten. Franz, der ältere, hatte es sogar zum deutschen Kaiser gebracht, und für Karl hatte man schon seinerzeit die Königskrone von Polen in Aussicht, die er nach des zweiten August Tode erhalten sollte. Damit wurde es nun zwar nichts, aber er übernahm dann 1748 die Generalstatthalterschaft der Niederlande, auch eine recht einträgliche Sache. Von dort wurde er auf den Kriegsschauplatz berufen, nachdem sich Browne bereit erklärt hatte, unter dem Prinzen zu dienen.

Der Kaiser Franz der Erste, sein Bruder, war ein nüchternen und praktischer Herr. Friedrich pflegte über die Handelsgeschäfte, die der Kaiser mit seinem Privatvermögen machte, schneidend zu spotten: als Bankier seines eigenen Hofes verdiene er den Titel „König von Jerusalem“ mit vollem Recht. „Wir bekommen für unsere Armee einen großen Teil unseres Mehles von ihm!“ Dieser Kaiser Franz nun hatte eine ganze Stammrolle von Ratschlägen zu Papier gebracht und händigte seinem Bruder, als er von Wien abreiste, seine Denkschrift aus. In derselben empfahl er zunächst, das preussische Heer ständig durch kleine Scharmühel zu beunruhigen, um den vom König von Preußen gepreßten und angeworbenen Soldaten Gelegenheit zum Desertieren zu geben. Zu dem Zweck seien besonders Nachtangriffe geeignet. Er sang also das französische Lied, das schon Belleisle Browne vorgesungen hatte. Auch darauf wies der Kaiser hin, daß der König seine Truppen durch Gewaltmärsche und Scheinmanöver zu ermüden pflegte,

und daß Standhaftigkeit der österreichischen Linien die Hauptsache sei, denn gerade das Ende der Schlacht bringe oft noch die Entscheidung. Der Kaiser glaubte auch beobachtet zu haben, daß der König immer nur mit einem Flügel anzugreifen und einen Gewaltstoß auszuführen pflege, während der andere Flügel nur sehr schwach sei und den Angriff refüsiere. Diese Taktik müßten sich die Österreicher durch einen rechtzeitigen Offensivestöß gegen den schwachen refüsierten Flügel zunutze machen. Schließlich bat der kaiserliche Bruder, daß der Prinz vor jeder Aktion Gott um seinen Beistand anflehen möge.

Es ist sehr bezeichnend, daß, obgleich Prinz Karl mit einem solchen Saß voll Ratschlägen zur Armee ging, der Staatskanzler Kaunitz ihm dennoch wenige Tage später nachreiste, um ihm nochmals die allerneuesten Willensäußerungen der kaiserlichen Majestäten und des Hofkriegsrats mitzuteilen. Denn die Grüne-Tischwirtschaft ging weiter, und der Hofkriegsrat hatte fortwährend Vorschriften, Warnungen und Erinnerungen für die den Dingen Aug in Auge gegenüberstehenden Feldherrn, die doch schließlich ihre Lage besser beurteilen konnten, als die Wiener Räte.

An der Spitze dieses Hofkriegsrats, der sich in der Geschichte seine eigenartige Stellung gesichert hat, stand damals der Graf von Neipperg, der ehemalige Erzieher des Kaisers Franz, als dieser noch Herzog von Lothringen war. Neipperg war ein höchst selbstbewußter Mann. Maria Theresias Vater, Kaiser Karl der Sechste, hatte

ihn für den ungünstigen Türkenfrieden von Belgrad anno 1739 auf die Festung geschickt. Als aber der erste schlesische Krieg losbrach, holte man ihn direkt von der Festung an die Spitze der Armee. Damals hatte Neipperg anmaßend gesagt:

„Er werde den König schon wieder zu Apoll und seinen Mufen nach Rheinsberg zurückschicken.“

Das mißlang ihm nun allerdings gründlich.

„Weil ich die Bataille von Mollwitz verloren habe, bin ich Feldmarschall geworden. Wenn ich jetzt noch eine Schlacht verlieren werde, werde ich jedenfalls Generalissimus und unabhängig vom Hofkriegsrat, wie einst Prinz Eugen!“

Dies Witzwort Neippergs kennzeichnet die ganze Situation in Wien nur zu klar. Der Präsident des Hofkriegsrats war nach der Schilderung eines jungen Offiziers „ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten und Witz, unter der rauhen Schale eines altfränkischen Kriegsmannes der feinste Hofmann; bis in sein hohes Alter ein lebhafter Geist; aber auch der eigensinnigste Verfechter seiner Meinung; der Antipode jeder Neuerung; der beißendste Satiriker, ein deklariertes Freund des Paradoxen in Reden und Handlungen“.

Prinz Karl war trotz seiner nahen Beziehungen zum Kaiserhause nicht der Mann, sich gegenüber dem Hofkriegsrat die richtige Stellung zu geben. Er war nicht ohne Mißtrauen gegen sich selbst, schreckte vor großer Verantwortlichkeit zurück und legte gern jeden Plan dem Hofkriegsrat vor. Das Hin- und Herreiten der

erlangen, an Geldmittel durfte sie schon gar nicht denken. Der Paladin von Ungarn, Graf Karl Batthyany, widersetzte sich dem Verlangen des Kaiserhofs nach verstärkten Proviantlieferungen aufs äußerste. Erst die Festigkeit Maria Theresias und das Zugeständnis zollfreier Einfuhr der ungarischen Landesprodukte in die österreichischen Erblande auf zehn Jahre machten Batthyany schließlich willfährig.

Eine große Selbstaufopferung zugunsten der vereinigten Monarchie haben die Ungarn schon damals nicht gekannt, sondern sie haben es wohl verstanden, sich für ihre Hilfe vom Kaiserhause die nötigen Gegenwerte zu sichern. Zwar stellten einige Magnaten, nachdem der Kaiser auf seinen ungarischen Gütern selbst mit gutem Beispiel vorangegangen war, etliche Schwadronen Kavallerie auf, aber im Grunde zeigten alle anderen Provinzen zehnfach größere Opferwilligkeit als Ungarn. Man brachte auch von seiten des Hofkriegsrats den Ungarn kein besonderes Vertrauen entgegen und verfolgte den Grundsatz, ihnen nur höchst ungern größere Kommandos anzuvertrauen.

So kam der Graf Franz Leopold von Nadasdy, einer der fähigsten Männer in der österreichischen Armee, der in den vielen Kriegen der Monarchie stets mit Auszeichnung gefochten hatte, auch niemals an den rechten Platz. Man hatte ihn als Banus von Croatien gewissermaßen kalt gestellt, denn er war den Herrn in Wien durch seine gerade soldatische Art, mit der er die Dinge bei ihrem Namen zu nennen pflegte, unbequem.

„Außerdem,“ sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller, „trug er noch die Erbsünde, ein Ungar zu sein.“

Zwischen ihm und Prinz Karl herrschte jedenfalls ein sehr gespanntes Verhältnis. Denn der Lothringer hatte ihn als Sündenbock für den Verlust der Schlacht von Soor hingestellt, und die Zeit lag nicht fern, wo dem kühnen stolzen Mann noch eine viel größere Sünde aufgeladen werden sollte.

Als Karl von Lothringen bei der Armee eintraf, hatte er trotz des Drängens aus Wien, wo man die Offensive wünschte, zunächst die Absicht, noch weiter zurückzugehen. Aber Browne und andere Generale stemmten sich jetzt entgegen, und das Heer blieb bei Prag stehen.

Hier kam es am 6. Mai 1757 zu der blutigen Schlacht von Prag, von deren Kunde alsbald ganz Deutschland widerhallte. Denn hier traten nach damaligen Begriffen große Heere zu einem mörderischen Zweikampf sich gegenüber, auf jeder Seite standen über 60 000 Mann.

Schwerin mit seiner noch vom Nachtmarsch strapazierten schlesischen Armee mußte versuchen, dem rechten österreichischen Flügel die Flanke abzugewinnen, denn die österreichische Linke stand auf dem Tiskaberg so wohlverschanzt und in so schwierigem Gelände, daß ein Angriff von hier unmöglich war. Zuerst wollte Schwerin mit seinen ermüdeten Truppen nicht recht daran, aber der König befahl, und alsbald begann in dem feurigen Greis die alte Schlachtenlust zu kochen. Unter den Batterien des Feindes entwickelten sich seine Schlachtlinien,

und der alte Feldherr brannte darauf, den Weißröden auf den Leib zu rücken.

Der König hatte mit Winterfeldt und Schwerin von den Höhen von Prosegg aus den Angriff bestimmt, wurde dann aber von einem Unwohlsein befallen, so daß er sich wiederholt erbrechen mußte. Als er bei Sterbohol eintraf, sah sein forschendes Auge alsbald, daß der Angriff zu überhastet erfolgt war. Er sah, wie acht Bataillone, Generalleutnant von Winterfeldt an der Spitze, durch das Sumpfterrain wateten, ihre Geschütze zum Teil stecken lassen mußten und den Zusammenhang zu verlieren drohten. Friedrich warnte Schwerin, aber der Marschall war nicht mehr zu halten. Er warf dem König das historische Wort: „frische Eier, gute Eier“, zu und ritt gegen den Damm von Sterbohol vor, um nach dem Rechten zu sehen. Ohne zu schießen, das Gewehr auf Schulter, rückten die Regimenter Schwerin und Fouqué bis auf zweihundert Schritt an den Feind heran. Das Kartätschenfeuer, das sie begrüßte, war fürchterlich. In dem Augenblick, wo Winterfeldt das Bajonett fallen lassen wollte, traf ihn ein Halschuß und warf ihn aus dem Sattel. Der blasse Bote winkte, — aber diesmal noch nicht ins Schattenland. Als die Bataillone ihren Führer fallen sahen, begannen sie zu weichen. Da sprengte Schwerin selbst über den Damm von Sterbohol vor, riß einem Stabskapitän die Fahne seines Regiments aus der Hand, des Regiments, das er seit vierunddreißig Jahren kommandierte, und versuchte, die Trümmer von neuem vorwärts zu führen. Aber

fünf Kartätschenkugeln zerrissen ihm die fühne Brust, des Königs erster Offizier sank tot vom Pferde.

Als Marschall Browne das Weichen der preussischen Bataillone bemerkt, treibt er seine Grenadiere zum Vorstoß an. Mutig dringen die Weißröcke vor und nehmen Sterbohol, aber dies Sterbohol wird ein wahrer Ort des Sterbens. Dem schottischen Grafen wird das Bein zerschmettert, und seine Tage sind gezählt.

In der österreichischen Linie war aber bei dem Vorücken eine Lücke entstanden; General von Treskow stieß mit Wucht hinein, Ferdinand von Braunschweig folgte, und selbst der König setzte sich an die Spitze der Regimenter Jung-Braunschweig und Markgraf Karl. Die österreichische Schlachtlinie war durchstoßen.

Inzwischen hatte aber, entgegen der Ordre, der Generalmajor von Manstein das getan, wozu sein heißes Blut ihn nun einmal zwang. Wenn dieser Manstein Gewehrgeknatter und Kanonendonner hörte, war er nicht zu halten. Er kam aus russischen Diensten. Im Tatarenfeldzug von 1735 hatte der junge Kapitän mit sechzig Mann einen steinernen Turm genommen, der mit Hunderten von Janitscharen besetzt war. Mut mußte nach seiner Meinung alles zwingen. Er hatte auch den allmächtigen Biron von Kurland verhaftet, denn wer sollte ein solches Wagstück damals in Rußland vollbringen, wenn nicht Manstein? Er ganz allein drang in das Schlafzimmer des Herzogs, der bei so unsanftem Wecken mitsamt seiner Herzogin im Hemd aus dem Bett sprang. Manstein hielt ihn fest, bis seine Mann-

schaften ihm gefolgt waren. Die Herzogin lief ihrem Gemahl auf die Straße nach, aber ein Soldat fing sie auf, hob sie hoch und setzte sie in den Schnee, — im dünnen seidnen Hemd!

Als Elisabeth ans Ruder kam, ging es Manstein schlecht. Der russische Dienst hatte ihm Narben genug gebracht, aber wenig Dank. Winterfeld brachte ihn nach Preußen. Friedrich liebte solche Leute. Wenn seine Generale Schlachten verloren, so hat er sie eigentlich nie gescholten, wohl aber, wenn sie durch Zögern und Unentschlossenheit ihre Lage verschlechterten.

Dieser Manstein also konnte die österreichischen Batterien auf der Höhe von Hlauptetin nicht vertragen und griff mit vier Bataillonen an, warf sie mitsamt ihren leichten Bedeckungsmannschaften aus der Stellung, tobte alsbald mit seinen paar Bataillonen gegen das noch ganz unerschütterte österreichische Zentrum vor, und die Sache hätte böse ablaufen können, wenn nicht Prinz Heinrich von Preußen dem Tollkühnen zu Hilfe gekommen wäre. Dieser Prinz war immer da, wenn Preußens Ehre rief. Trotz allen Knurrens und aller Tadelsucht, — die Pflicht eines Hohenzollern kannte er. Seine Grenadiere trugen ihn auf den Schultern durch die Schlammgräben und waren in ihrem Kampfesifer überhaupt nicht mehr zu zügeln. Die preussische Flut brandete bis an den altberühmten Taborberg, doch hier hielt die österreichische Tapferkeit ohne Wanken stand.

Das Regiment Winterfeldt hatte furchtbare Verluste. Da sprangen die Grenadiere des Regiments

Wrede in die gelichteten Reihen mit dem Rufe: „Kameraden, laßt uns heran, ihr habt Ehre genug!“

Schon naheten nach völliger Zertrümmerung des rechten österreichischen Flügels die siegreichen Truppen, die Ferdinand von Braunschweig herbeiführte. Sie bedrohten den Rücken der tapferen Verteidiger des Taborberges. Nur ein wütender Angriff österreichischer Kürassierregimenter verschaffte ihren Kameraden von der Infanterie Luft, aber der Rückzug gegen die Stadt wurde dennoch zur Flucht, und diese Flucht riß auch die noch unerschütterten Bataillone und Grenadierkompagnien, die bisher den Ziskaberg gehalten hatten, mit. Alles flutete Schutz suchend nach Prag hinein. Gegen vier Uhr schwieg das Brüllen der Geschütze, sechs Stunden hatte die mörderische Schlacht getobt.

Der Herzog Karl von Lothringen hatte während des Tages ein eigentümliches Geschick. Als Schwerin beim ersten Angriff die preussischen Kavallerieschwadronen vorriß und die österreichische Reiterei nach heftigem Kampf zurückgeworfen wurde, geriet der Prinz bei dem Bemühen, die Ordnung wieder herzustellen, in das heftigste Gedränge der Fliehenden. Der hitzige, vollblütige Mann, in dem üppigen Brüssel seit Jahren jeder körperlichen Anstrengung entwöhnt, bekam Atemnot und sank ohnmächtig vom Pferde. Man schaffte ihn eiligst nach Nusle, wo er von den nachsprenghenden Preußen fast gefangen genommen worden wäre, und dann nach dem Wischegrad. Erst hier konnte die Hilfe eines Chirurgen in Anspruch genommen werden, der schleunigst einen



Aus Rehtwisch, Keuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

Hans Karl von Winterfeldt.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.